

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (1998)
Heft: 5

Artikel: Auf den Spuren weiblicher Erziehung in Chur
Autor: Jecklin, Ursula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ursula Jecklin

Auf den Spuren weiblicher Erziehung in Chur

Der vorliegende Text entstand als Folge eines Frauenstadtrundgangs anlässlich der 100-Jahr-Feier der Bündner Frauenschule. In einem ersten Teil gibt er an den Orten, wo Mädchen die Schule besuchten, einen Überblick über ihre Ausbildungsmöglichkeiten bis zur Gründung der Frauenschule. In einem zweiten Teil werden – quasi als Fallbeispiele – Anna Theobald und Anna von Moor vorgestellt, die beide um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Chur geboren wurden und hier zur Schule gingen. Der Stadtrundgang stand unter dem Motto: «Wenn die Wohlfahrt eines Staates hauptsächlich durch die Bildungs- und Erziehungs Anstalten für dessen männliche Jugend gegründet und vermehrt werden kann, so darf doch die Erziehung des weiblichen Geschlechtes nicht ganz aus dem Auge gerückt werden».¹

Schulhöfli (Süsswinkelgasse 6)

Die Anfänge der deutschen Schule, wie die Vorläuferin der heutigen Volksschule genannt wurde, liegen in Chur im Dunkeln. Wir wissen nur, dass es sie vermutlich schon im 15. Jahrhundert, sicher aber im 16. Jahrhundert gegeben hat und dass sie auch von Mädchen besucht werden konnte. 1638 hören wir zum ersten Mal etwas von einer reinen Mädchenklasse. In diesem Jahr wurde nämlich in der bis anhin gemischt geführten Schule auf Wunsch der beiden damaligen Lehrer die Geschlechtertrennung eingeführt.² Erhielten bis zu diesem Zeitpunkt Knaben und Mädchen den gleichen Unterricht – gleich guten oder gleich schlechten, wie man es sehen will – so galten in Zukunft die vom Stadtrat geforderten Verbesserungen für die Stadtschule in erster Linie für die Knaben; die Mädchenschule dagegen war für die Behörden in den kommenden 140 Jahren kaum mehr ein Thema.

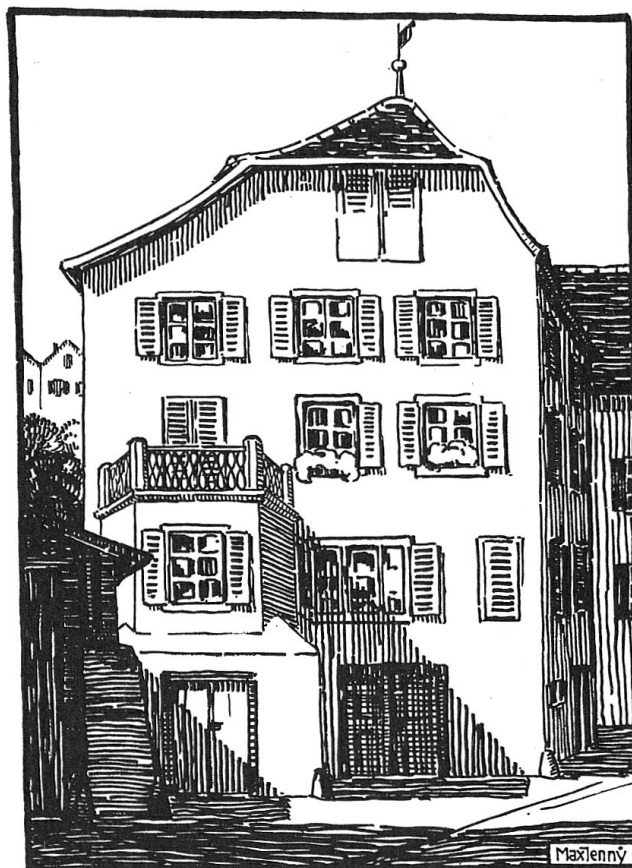
Liess in jener Zeit der Unterricht für Knaben viel zu wünschen übrig, so ist anzunehmen, dass derjenige der Mädchen noch mangelhafter war. Zum einen verdienten ihre Lehrer oft weniger als die der Knabenschule, zum anderen scheinen Lehrkräfte für den Unterricht der Mädchen noch immer tragbar gewesen zu sein, wenn ihnen der Unterricht in der Knabenschule schon längst verboten war. Lehrer Michael

Jakob zum Beispiel, bei dem Verdacht auf Aussatz bestand, wurde verboten, weiterhin Knaben zu unterrichten; fünf Jahre später wurde er für Mädchen wieder zugelassen, allerdings mit der ausdrücklichen Bedingung, dass er nie mehr Knaben unterrichten dürfe. Ein anderer Mädchenschullehrer musste «wegen Schwachheit» entlassen werden und ein dritter wurde «wegen ärgerlichen Aktionen mit gewissen Töchtern» für ein halbes Jahr vom Schuldienst dispensiert. Später wurde der Unterricht von seiner Frau und seiner Tochter weitergeführt, da er selber nicht mehr dazu fähig war.³

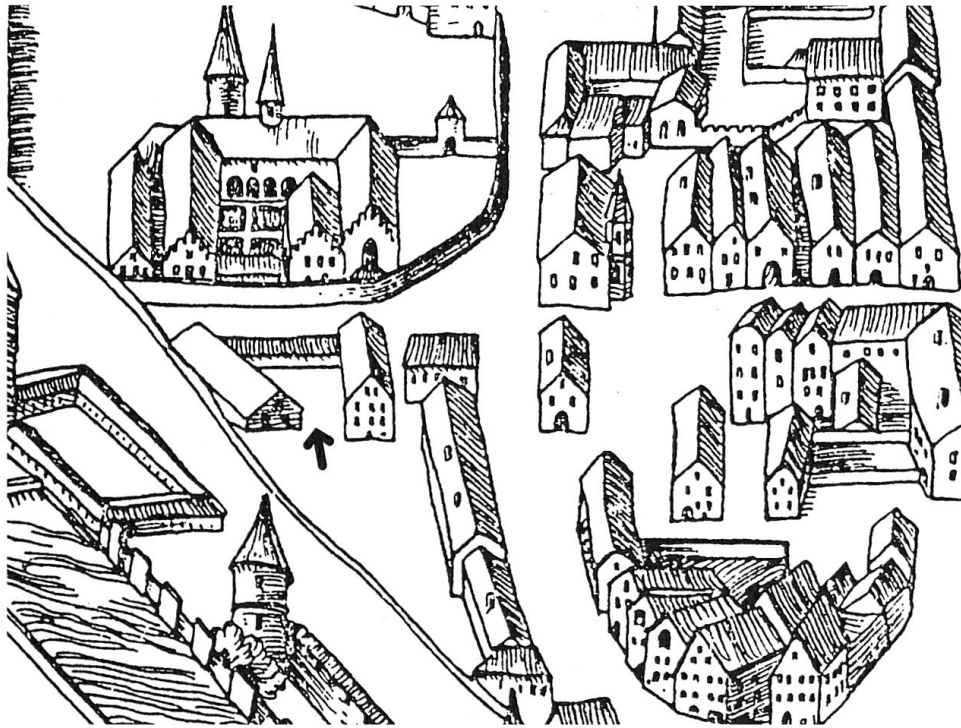
Das Schulhöfli diente den Knaben auch nach der Geschlechtertrennung als Schulhaus. Die Mädchenschule hingegen wurde über viele Jahre von einem Provisorium ins andere abgeschoben. Zuerst wurde ihr im Schulhöfli eine Nebenkammer zugewiesen. Diese war aber so ungeeignet, dass die Klasse noch im gleichen Jahr in ein Haus in der Nachbarschaft umzog (heute Sennhofstr. 9). Ein Jahr später treffen wir die Mädchen im Spital an der Ringmauer (am Standort des heutigen Grabenschulhauses) wieder. Zu jener Zeit war ein Spital weniger ein Krankenhaus als eine Unterkunft für Randständige: für die Ärmsten der Armen der Stadt, die keine Verwandten mehr hatten, für mittellose und kranke Fremde auf der Durchreise und für Bettler, die periodisch bei sogenannten Strolchenjagden vom Bettelvogt aus der Stadt vertrieben wurden. Dass sich ein solches Haus nicht besonders gut für die Unterbringung einer Mädchenschule eignete, war vermutlich auch der damaligen Stadtbehörde klar; sie beschloss, für die Mädchen ein städtisches Gebäude auf dem ehemaligen Friedhof hinter der Martinskirche als so genannt Oberes Schulhaus⁴ herzurichten. Nach fünf Jahren Unterricht im Spital konnten die Schülerinnen dann auch wirklich einziehen und fanden hier für rund 30 Jahre eine neue Bleibe.

Oberes Schulhaus (ehemals Haus auf dem Friedhof; heute Rätisches Museum)

Wie die Buben wurden auch die Mädchen alle in einem Raum gemeinsam unterrichtet. Kinder im Alter von sechs bis dreizehn Jahren sassen nebeneinander und lernten gleichzeitig Buchstabieren oder Lesen, Rechnen, Schreiben oder den Katechismus. Ein Klassensystem mit



Schulhöfli im Süssen Winkel, es wurde auch Unteres Schulhaus genannt. Das Haus war ursprünglich im Besitz der Familie Schauenstein (Linolschnitt von Max Jenny).



Das Spital nahe der Stadtmauer, um 1640 (vergrößerter Ausschnitt aus dem Knillenburgers Prospekt, umgezeichnet von M. Risch). Das Schulzimmer lag im dritten Obergeschoss in der Nähe der Krankenküche und direkt gegenüber der Armen- und Pfründnerkammern.

Anfängerinnen und Fortgeschrittenen gab es so wenig wie eine bestimmte Lehrmethode; auch einheitliches Unterrichtsmaterial fehlte völlig. Jedes Mädchen brachte als Lesevorlage mit, was zu Hause gerade vorhanden war, den Katechismus, ein Psalmenbuch oder einen Bundestagsabschied. Dass unter diesen Umständen und bei Klassengrößen von 60–100 Schülerinnen eher das Chaos als ein günstiges Lernklima herrschte, ist verständlich. Die Lehrer versuchten mit Vertrauensschülerinnen, die die schwatzhaften Kolleginnen aufzuschreiben hatten, und mit körperlichen Strafen für Ordnung und Disziplin zu sorgen. So weit bekannt ist, wurde einzig dem Singunterricht besondere Aufmerksamkeit gewidmet, da er bei der Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes von Bedeutung war. Seit dem 18. Jahrhundert hatte deshalb der jeweilige Organist den Schulkindern aufbauenden Musikunterricht zu erteilen. Auch auf das Auswendiglernen



Das Obere Schulhaus hinter der St. Martinskirche auf dem ehemaligen Friedhof (vergrößerter Ausschnitt aus dem Knillenburgers Prospekt, umgezeichnet von M. Risch). Um 1673 verkaufte die Stadt das Haus an Landammann Paul Buol, der es abreißen und an seiner Stelle einen imposanten, typisch bündnerischen Barockbau erstellen liess.

des Katechismus und geistlicher Lieder wurde aus diesem Grunde grosser Wert gelegt.⁵

30 Jahre nach ihrem Einzug ins Obere Schulhaus musste sich die Mädchenschule erneut auf die Wanderschaft begeben. In der Zwischenzeit hatte nämlich die Stadt das aufgehobene Kloster St. Nicolai gekauft und beabsichtigte, alle Typen der Stadtschule, d.h. die Latein-, die Knaben- und die Mädchenschule dort unterzubringen.

Kloster St. Nicolai

Im Gegensatz zu den Schülern der Latein- und der Knabenschule war es für die Mädchen vorerst nicht möglich, ins Nicolai zu ziehen. Über die Gründe schweigt sich der Rat aus. Es scheint aber, dass nur die Räume für die Schüler instandgesetzt werden konnten und dass das nötige Geld – vielleicht auch das Interesse? – für die Renovation des Mädchenschulzimmers nicht mehr reichte. So fand 1675 der Unterricht für die Mädchen provisorisch für eine Woche auf der Metzg (heute Volksbibliothek) statt, anschliessend wurden sie wieder ins Spital verfrachtet. Als dort wenige Monate später eine ansteckende Krankheit ausbrach, zogen sie weiter in die Rebleutenzunft (heute Hotel Rebleuten). Auch dort fanden sie nur für kurze Zeit eine Bleibe und



Mittelteil des Klosters St. Nicolai. Das Kloster wurde mehrfach umgebaut, ein Teil davon dient noch heute als Schulhaus (Foto Denkmalpflege).

mussten nochmals umziehen – vermutlich ins Schulhöfli, das nun ja von der Knabenschule aufgegeben worden war.⁶

Nach 12jähriger Wanderschaft war es dann aber auch für die Mädchen so weit, und sie durften ins Kloster ziehen. Gerade luxuriös scheint ihr Schulzimmer noch immer nicht eingerichtet gewesen zu sein, denn fast jedes Jahr musste repariert werden. Den Heizungsproblemen war ebenfalls kaum beizukommen, so dass es der jeweilige Lehrer im Winter häufig vorzog, die Mädchen in seiner Wohnstube zu unterrichten. Den Lehrern schien diese Lösung nicht unlieb gewesen zu sein, konnten sie doch so gleichzeitig mit dem Unterrichten noch allerlei in Haus und Stall erledigen, ganz abgesehen davon, dass sich mit dem Holzgeld der Schülerinnen die eigene Wohnstube bequem und kostenlos heizen liess. So musste dann auch noch knapp 100 Jahre nach dem Einzug der Mädchen ins Kloster ein Lehrer vom Stadtrat ermahnt werden, mit seinen 63 Schülerinnen aus der viel zu kleinen und zu engen Wohnstube ins reparierte Schulzimmer im Nicolai zu ziehen. Im Zusammenhang mit diesem stadträtlichen Befehl erfahren wir gleich auch noch ein interessantes Detail über die hygienischen Verhältnisse jener Zeit. Der Rat fügte nämlich hinzu, der Lehrer habe in Zukunft die Mädchen den Abort benützen zu lassen, er dürfe sie nicht – wie bis anhin geschehen – weiterhin für ihr Geschäft auf die Gasse schicken.⁷ Für uns, die wir heute an Badezimmer und Toiletten mit Wasserspülung gewöhnt sind, mag ein solches Verhalten merkwürdig erscheinen. Bis vor gut 100 Jahren war es jedoch für Frauen wie Männer selbstverständlich, ihre Notdurft im Freien – im Strassengraben oder hinter einem Busch – zu verrichten, wenn sie unterwegs waren. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts mit der sich ändernden Einstellung zum menschlichen Körper und zu seinen Ausscheidungen wurde dieses Verhalten und der daraus resultierende Gestank als störend empfunden und polizeilich verboten.⁸

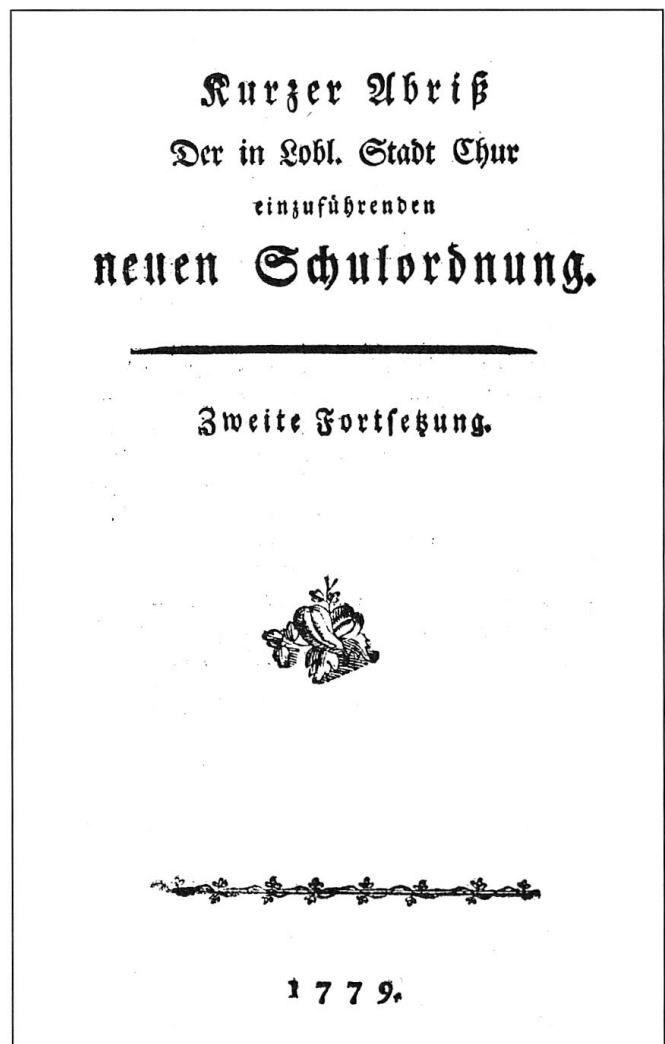
*Reform von 1779*⁹

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, im Zusammenhang mit der Aufklärung, wurde der Volkserziehung und damit der Volksschule vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. In Zürich wurde das Schulwesen 1765 von den Professoren Breitinger, Steinbüchel und Usteri von Grund auf reorganisiert. Allerdings – und damit sehen wir, dass nicht nur in Chur der Mädchenerziehung wenig Beachtung geschenkt wurde – vergass man dabei die Mädchenschule. Wenige Jahre später wurde dies von Usteri nachgeholt, indem er die Gründung einer Töchterschule anregte. Das Zürcher Beispiel machte an verschiedenen Orten in der Schweiz Schule. Auch in Chur war die Zeit dafür günstig. Der damals amtierende Schulratspräsident Andreas Salis-Rietberg setzte sich vehement und gegen anfänglichen Widerstand der Bürgerschaft für eine Schulreform ein. Zahlreiche Bürger sahen nämlich nicht

ein, warum ihre Kinder mehr und anderes lernen sollten als sie und vor ihnen ihre Eltern und Grosseltern. Dennoch, Salis-Rietberg verstand es, sich bei den Zünften und im Rat durchzusetzen, und liess vom Zürcher Professor Usteri eine neue Schulordnung für Chur ausarbeiten. Darin wurden nicht nur die Lernziele der einzelnen Klassen formuliert; Usteri gab auch genaue Anleitung, wie diese Lernziele erreicht werden könnten. Leseanfänger sollten zum Beispiel ein Wort nicht mehr in einzelne Buchstaben zerlegen, sondern es zusammenhängend lesen; beim Auswendiglernen sollte besonders auf die Aussprache und beim Schreiben – neben Reinlichkeit und Ordnung – auch auf eine gute Körperhaltung geachtet werden. Schülerinnen und Schüler sollten nicht mehr in erster Linie getadelt und körperlich gestraft, sondern vor allem gelobt werden.

Knaben und Mädchen besuchten nun wiederum gemeinsam die erste Klasse, die in sich selber mehrere Stufen umfasste; in der zweiten Klasse wurden sie getrennt. Entsprechend unterschiedlich waren von da an auch die Lernziele. Die zweite Klasse der Knaben diente vor allem als Vorbereitung auf die Latein- oder Realschule, die weiterhin nur von männlichen Schülern besucht werden konnten. Der Schwerpunkt des Unterrichts lag neben Lesen, Schreiben und Religion auf den Fächern Rechnen, Buchhaltung und Geometrie. Damit sollte der männliche Verstand entwickelt und geschärft werden. Die Mädchen hingegen sollten auf keinen Fall zu gelehrt werden, sie sollten vor allem eine solide religiöse Erziehung erhalten und fähig werden, die Bibel und andere erbauliche Bücher mit Nutzen zu lesen. Nicht geschärfter Verstand, sondern Herzensbildung und Sittsamkeit wurden angestrebt. Folgerichtig wurde der Unterrichtsstoff dem religiösen Bereich und dem Alltag der Hausfrauen entnommen: Für das Lesen wurden die Bibel und erbauliche Schriften vorgeschrieben, als Vorlage für den Schreibunterricht wurden Wäscheverzeichnisse oder Kücheninventare empfohlen, und in die Buchhaltung sollten die Schülerinnen nur soweit eingeführt werden, dass sie im Stande seien, ein Haushaltbuch zu führen.

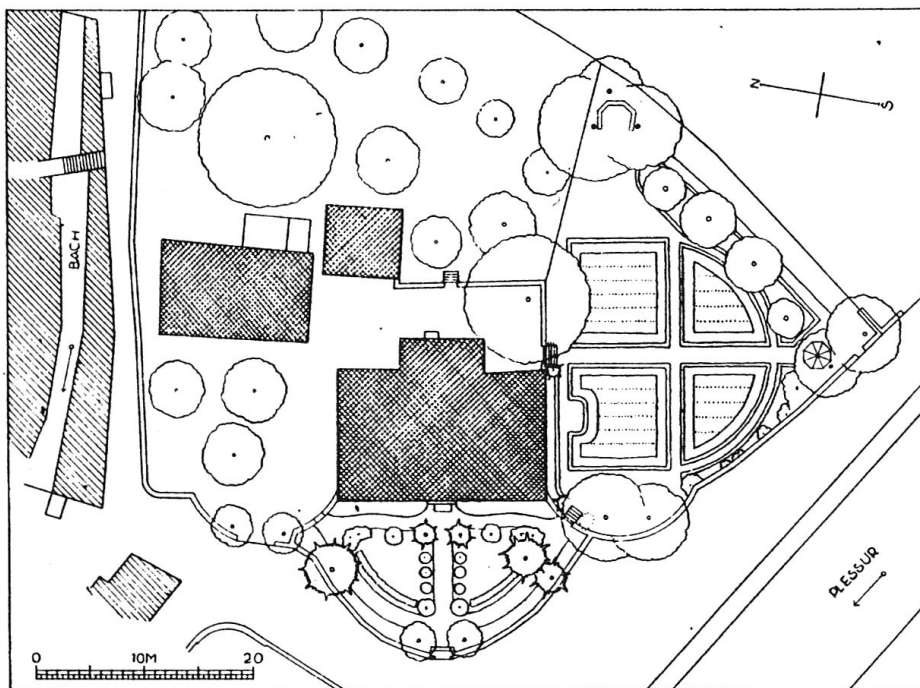
Titelblatt der neuen Schulordnung von 1779 (Original im StadtAC).



Es ist das Verdienst der Schulreformer, dass sie sich als erste ernsthaft mit der Ausbildung der Mädchen befassten. Ihrer Auffassung nach sollten Schülerinnen wie Schüler sorgfältig auf ihren zukünftigen Beruf ausgebildet werden, allerdings mit dem Unterschied, dass die Schüler zwischen Studium und einer handwerklichen oder praktischen Profession wählen konnten. Für Mädchen hingegen scheint nur der Beruf der Hausfrau und Mutter vorstellbar gewesen zu sein. Der Frauenalltag konnte aber auch zu der Zeit häufig anders aussehen. Immer wieder standen Bürgersfrauen neben ihrem Haushalt auch dem handwerklichen Betrieb ihres verstorbenen Ehemannes vor. Mehr als ein Drittel der Hintersässinnen, d.h. der in Chur niedergelassenen Frauen ohne Bürgerrecht, lebten ohne männlichen Ernährer und hatten für unmündige Kinder oder andere Verwandte zu sorgen. Diese Frauen arbeiteten häufig als Tagelöhnerinnen in den Rebgütern, gingen als Näherinnen und Wäscherinnen auf die Stör oder handelten mit Gebrauchsgütern.

Haus Salis (bzw. Haus Simmen, Plessurquai 49)

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich der Unterricht für Mädchen und Knaben noch weiter auseinander. Für letztere wurde 1804 in Chur die evangelische Kantonsschule gegründet; für die Weiterbildung der Mädchen aus besserem Hause entstanden auf privater Basis so genannte Höhere Töcherschulen, zum Beispiel 1812 die «Lehr- und Erziehungsanstalt für Töchter» der Jungfer Roth oder 1819 das Töchterinstitut der Jungfer Bawier. Diese Privatinstitute scheinen aber kaum lange bestanden zu haben; sie schlossen ihre Tore jeweils schon bald



Lageplan des Hauses Salis mit Haupt- und Nebengebäuden sowie Garten (aus: Das Bürgerhaus in der Schweiz, Bd. 14., Teil 2, S. 53).

nach ihrer Gründung wieder.¹⁰ Auch die Zünfter forderten eine Töchterschule, allerdings eine, die nicht nur den Reichen, sondern auch den Mädchen aus dem Handwerkerstand offen stehen sollte. Mit der Begründung, dass zwar die Wohlfahrt des Staates vor allem durch die Bildung der männlichen Jugend verbessert werden könne, die weibliche Erziehung aber nicht ganz vernachlässigt werden dürfe, vermochten sie die Behörden zu überzeugen. Es wurde eine städtische Töchterschule eröffnet, in der pro Woche fünf Stunden in einer Fächerkombination Deutsch/Geschichte/Geographie, drei Stunden in Zeichnen und 15 Stunden in weiblichem Arbeiten unterrichtet wurden. Die angehenden jungen Frauen konnten die Schule ganz, halb oder auch nur stundenweise besuchen; entsprechend abgestuft hatten ihre Eltern Schulgeld zu bezahlen.

Da der Schulrat in jener Zeit nur aus Männern bestand, achtete er vor allem darauf, dass die Mädchen nicht zu gelehrt wurden; an eine praktische oder gar systematische Handarbeitsausbildung dachten sie hingegen nicht. Dies änderte sich jedoch, als sich die Mitglieder der neu gegründeten Frauenvereine tatkräftig für einen freiwilligen Arbeitsunterricht einsetzten, eine Stiftung einrichteten und eine Lehrerin anstellten, sodass Mädchen unbemittelter Familien kostenlos Flicken und Nähen lernen konnten.¹¹ Der Einsatz dieser Frauen, ihrer Töchter und Enkelinnen für eine gute und auch praktische Frauenbildung führte schliesslich zur Gründung der Bündner Frauenschule am Ende des 19. Jahrhunderts. Am 8. Januar 1895 wurde der erste Kurs eröffnet: «Sie waren zu zwölf, sprachen daheim Italienisch, Deutsch oder Romanisch und kamen aus allen Winkeln unseres Kantons, um im Simmschen Haus im Churer Sand in den nächsten drei Monaten <die rationelle Führung eines einfachen Haushalts> zu lernen.»¹²

Noch vor der Gründung der Frauenschule wurde von einigen engagierten Männern nochmals der Versuch einer privaten höheren Töchterschule gestartet, indem sie das «Bündnerische Töchterinstitut» im Hause des ehemaligen Bürgermeisters von Albertini (Jochstrasse 14) gründeten. Die Schule war als Tagesschule für Churerinnen sowie als Pensionat für Auswärtige gedacht und hatte bis Anfang der 70er Jahre Bestand¹³. Dann aber musste auch dieses Privatinstitut die Tore schliessen, ganz im Gegensatz zum Werk der Bündnerinnen, der Frauenschule, die sich im Laufe der vergangenen 100 Jahre stetig weiter entwickelte.

Anna Theobald (1862–1915)

Die Dichterin Anna Theobald hat uns nur ein schmales Bändchen mit Naturgedichten und solchen mit sozialkritischem Inhalt hinterlassen. Das letztere Thema mag zwar um die Jahrhundertwende aktuell gewesen sein, für den stark landwirtschaftlich geprägten Kanton Grau-

Bündnerisches Töchterinstitut

zu CHUR,

im ehemals Albertinischen Hause auf dem Sand.



Das bündnerische Töchterinstitut, von gemeinnützigen Männern im Jahr 1854 gegründet, hat sich zur Aufgabe gestellt, die ihm anvertrauten Töchter christlich zu erziehen und sie für ihre künftige Lebensstellung angemessen auszubilden.

Es besteht aus einem **Pensionat** und einer **Schule**. Der Unterricht knüpft sich an den der Volksschule an und beschlägt folgende Fächer: Religion, deutsche und französische Sprache, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Rechnen und Buchführung für den Haushalt, Schönschreiben, Zeichnen, Singen und weibliche Handarbeiten. Unterricht in der italienischen und englischen Sprache sowie in der Instrumentalmusik wird privatim erteilt. Der Vorstand wird sich jederzeit bemühen, für alle Zweige des Unterrichts die besten Lehrkräfte zu erhalten.

Zur Aufnahme in die *Schule* ist erforderlich, dass eine Tochter die gewöhnliche Volksschule absolvirt und das 13. Altersjahr zurückgelegt habe. Solche Mädchen, die sich durch besondere Fähigkeiten und Kenntnisse auszeichnen und in Folge dessen voraussichtlich mit den Zöglingen der untersten Klasse Schritt halten werden, können auch vor erfülltem 13. Jahre eintreten.

Im *Pensionate* erhalten Töchter nicht hier wohnender Eltern Wohnung, Nahrung und eine unsern Verhältnissen angemessene einfache, häusliche Erziehung. In dasselbe werden Töchter jedes Alters aufgenommen und, falls sie für den Unterricht des Instituts noch nicht reif sind, bis dahin in die Stadtschule geschickt.

Dem Pensionate steht eine ältere Dame vor, welche durch Charakter, Kenntnisse und Lebenserfahrungen hinreichend für gewissenhafte Erziehung und Leitung der ihr anvertrauten Töchter bürgt. Sie ist unterstützt von einer jüngern Lehrerin. Das Institutsgebäude hat eine freie freundliche Lage vor der Stadt, mitten in einem Garten, der den Mädchen nicht nur Gelegenheit gibt zu angenehmer Bewegung im Freien, sondern auch zur Erweiterung ihrer Kenntnisse im Gartenbau.

Der Unterrichtscurs beginnt zu Anfang September; dann findet hauptsächlich die Aufnahme neuer Zöglinge statt. Unter besondern Umständen aber ist der Eintritt in die Anstalt zu jeder Zeit möglich.

Wohnung, Nahrung und Unterricht kosten jährlich Fr. 600, welche in vierteljährlichen Raten vorauszubezahlen sind. Der Unterricht allein kostet Fr. 125, welche die Externen zur Hälfte im September, zur Hälfte im Februar zu entrichten haben. Ein allfälliger Austritt aus dem Institut während des Cursus ist drei Monate vorher der Direction anzuzeigen.

Beim Eintritt ins Pensionat hat jede Tochter 6 Betttücher, 6 Servietten, 12 Handtücher, Wäsche für 6 Wochen, ein Tischbesteck und einen Kaffeelöffel mitzubringen. Das Bett erhält jede Tochter von der Anstalt gegen 20 Fr. jährlich. Für besondere Bedürfnisse in Wäsche, Kleidung, Büchern etc. haben die Töchter beim Eintritt eine beliebige Summe an die Direction abzugeben und wird hierüber den Eltern oder Vormündern halbjährlich Rechnung zugestellt.

Wer das Pianoforte der Anstalt benutzen will, zahlt eine jährliche Miethe von Fr. 25.

Im Vorstand der Anstalt sind, ausser dem Unterzeichneten dermalen folgende Männer: Herr Oberst Ulrich von Planta-Reichenau, Herr Rud. Caviezel, Herr Polizeidirektor Janett, Herr Dr. Rascher, Herr Prof. Bott, Herr Seminardirektor Largiader.

Nähere Auskunft erteilt jederzeit,

Chur, im Juli 1864.

Namens des Vorstandes,

der Präsident:

L. Herold, Pfarrer.

Schulprospekt für das Bündnerische Töchterinstitut. Die Schülerinnen im Pensionat bezahlen jährlich Fr. 600.—, der Unterricht allein kostete Fr. 125.— (Original im Stadtarchiv).

bünden war es jedoch eher ungewöhnlich, seine Verbundenheit und sein Mitgefühl mit dem Leben und Leiden der Arbeiterschaft dichtend umzusetzen, vor allem für eine Frau.

Zur Illustration möge das Gedicht ‹Die Strohflechterin›¹⁴ dienen:

Reicht mir gelbe Roggenhalme,
Reiht sie schmuck und fein
Noch bei düst'rer Ampel Qualm
Ins Geflecht mir ein!
Reiht des Mangels Pein
Ins Geflecht mir ein !
Eilt, ihr Hände, rastlos eilet,
Seht, wie flieht die Zeit!
Weh euch, weh, wenn kurz ihr weilet,
Arbeit steht bereit,
Arbeit mich begleit',
Stehest längst bereit.

Seht, wie streckt sich hier die Matte,
Wölbt sich dort der Hut.
Werd er schön, dass er beschatte
Roter Wangen Glut,
Wangen rot wie Blut
In der Jugend Glut.

Aber ach, die meinen bleichen
Bei der Hände Lohn;
Karg nur will die Welt ihn reichen,
Karg und karger schon,
Bieten ihn mit Hohn
Karg und karger schon.

Sonnenschein, dich froh zu schauen
Wehret mir die Pflicht,
Und den Maienhimmel blauen
Seh' ich Ärmste nicht,
Seh' im Morgenlicht
Blütenzweige nicht.

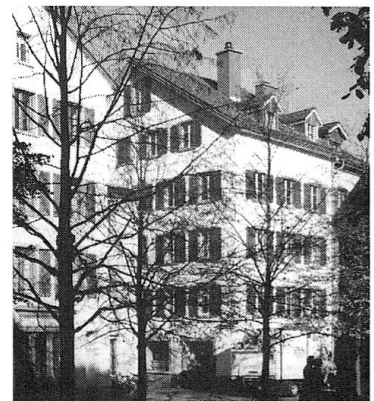
«Glockenschlag, du bist der letzte»,
Spricht mit zagem Mut
Noch die Maid, die müdgehetzte

Spät vor Matt' und Hut;
Wenn die Welt schon ruht,
Schweissfeucht liegt der Hut.
Und auf eine Garbe Strohes
Sinkt sie wie geknickt,
Wenn der Morgenstern sein frohes
Licht durch's Dunkel schickt,
Durch's Gewölke blickt
Und die Strahlen schickt.

Und im Traum, umjauchzt vom Weste
Nach der Sonne Brand
Winkt ihr Lust beim Erntefeste,
Dass sie Saaten band
Und um Kränze wand,
Sie das rote Band.

Annas Vater, Gottfried Ludwig Theobald, stammte aus Deutschland, und obwohl er wie sein Vater Theologie studiert hatte, betätigte er sich als Naturwissenschaftler. Aus politischen Gründen musste er 1848 Deutschland verlassen und gelangte über Genf nach Chur, wo er 1854 als Lehrer für Naturwissenschaften an die Bündner Kantonsschule gewählt wurde. Seine Forschungen über die Bündner Bergwelt, denen er seine ganze Freizeit widmete, waren so beachtlich, dass er für sich und seine Familie von S-chanf und Chur das Orts- und von Graubünden das Kantonsbürgerrecht geschenkt erhielt.¹⁵ Erst spät, mit fast 50 Jahren, hatte er sich mit der 27 Jahre jüngeren Elise Kohler von Sumiswald, einer Lehrerin am Bündner Töchterinstitut, verheiratet. Dieser Ehe entsprossen drei Kinder: 1862 wurde Anna Wilhelmina, 1864 Mathilde Maria Carolina und 1867 Carl Emil Wilhelm geboren. Theobald scheint seiner ältesten Tochter schon sehr früh anatomische und zoologische Kenntnisse vermittelt zu haben. Mit fünf Jahren musste sie alle Knochen des menschlichen Körpers auswendig lernen; auch nahm er sie regelmässig ins Museum mit, wo er ihr in Spiritus eingelegte Präparate zeigte und erklärte.

Gottfried Theobald starb 1869. Da es damals noch keine Sozialversicherungen wie AHV oder Pensionskasse gab, hinterliess er seine Familie praktisch mittellos. Das Leben der Theobalds wurde schwierig, obwohl die Bündner Regierung zusammen mit der Naturforschenden Gesellschaft und den Freimaurern eine Stiftung¹⁶ für die Erziehung der drei Kinder errichtete und die Mutter als Arbeitsschullehrerin unterrichtete. Da beide Elternteile von auswärts zugezogen waren, fehlte der Familie in der Kleinstadt Chur, in der noch jeder jeden kannte, vermutlich auch das verwandtschaftliche Netz. Frau Theobald lebte mit ihren



Kindern sehr einfach und zurückgezogen. Bald einmal wurde sie von ihren Zeitgenossen als «böses Weib» abgestempelt, als eine Frau, die sich durch ihr «misstrauisches, rechthaberisches, streitsüchtiges Wesen» ihren Wohltätern gegenüber als unwürdig erwiesen habe.¹⁷ Tatsächlich musste die Familie innerhalb von zehn Jahren zehnmal die Wohnung wechseln.

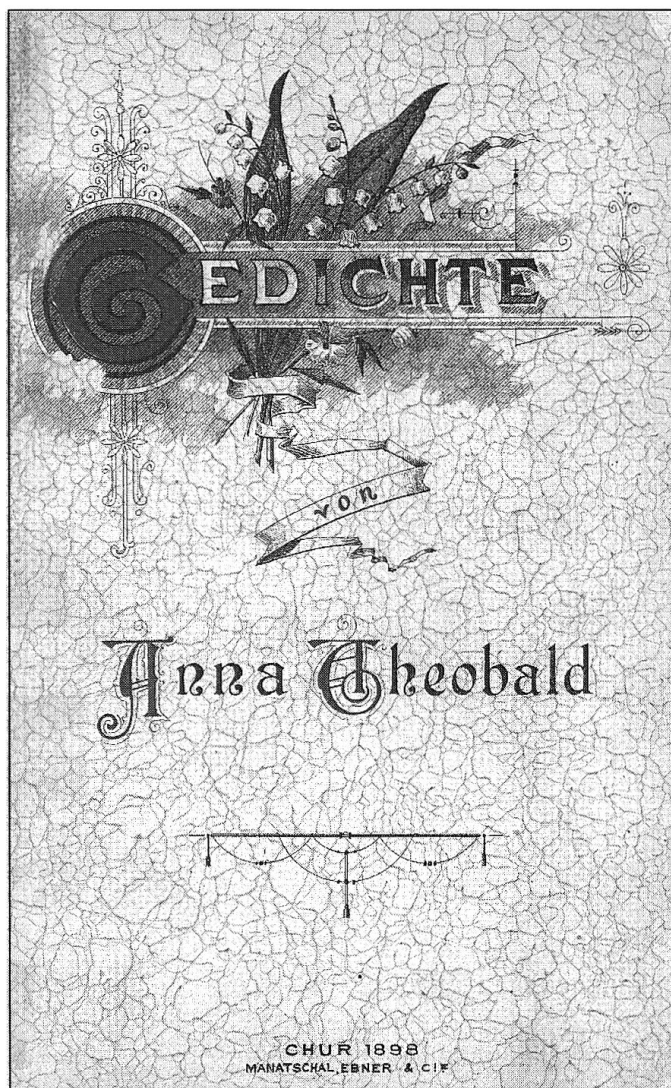
Die Theobaldkinder besuchten die Stadtschule. Mathilde wurde anschliessend mit 15 Jahren auf Kosten der Stiftung zur Ausbildung in die französische Schweiz geschickt, Anna hingegen wechselte als erstes Mädchen in Graubünden an das Gymnasium der Kantonsschule, um sich auf einen pharmazeutischen Beruf vorzubereiten.¹⁸ Auch Emil sollte in die Kantonsschule aufgenommen werden; er starb jedoch mit 13 Jahren an Tuberkulose. Aus unbekanntem Gründen und obwohl die Stiftung ausdrücklich für alle drei Kinder errichtet worden war¹⁹, scheinen die Zahlungen nach Emils Tod eingestellt worden zu sein. Verständlicherweise führte dieser Umstand zu einer weiteren Verbitterung von Frau Theobald. Nach Annas Abgang von der Kantonsschule im Jahre 1882 verliess sie deshalb Chur und zog mit den beiden Mädchen nach Genf. Anna hoffte, hier eine Lehrerinnenstelle zu erhalten, damit sie mit ihrem Lohn den Unterhalt für alle drei sowie ihr Medizinstudium bestreiten könnte. An der Universität Genf war es seit der Eröffnung der medizinischen Fakultät im Jahre 1872 auch für Frauen möglich zu studieren. Im Zeitpunkt von Annas Studienbeginn promovierte die erste Frau zum Doktor der Medizin; Anna gehörte also nicht nur an der Bündner Kantonsschule, sondern auch hier zu den Pionierinnen. Die finanzielle Lage der Familie besserte sich in Genf jedoch nicht. Anna fand keine passende Stelle, ein Unterstützungsgesuch für die Schwestern Theobald, eingereicht von einem Freund ihres Vaters, wurde vom Churer Bürgerrat abgelehnt²⁰, und so entschlossen sich die drei Frauen, ihr Glück in Amerika zu suchen. Über ihren Aufenthalt in den USA ist kaum etwas bekannt. Wir wissen nur, dass sie sich in den Städten Cincinnati und Philadelphia aufgehalten haben.

Vier der zehn Wohnungen, die von der Familie Theobald zwischen 1862 und 1882 bewohnt wurden, lagen direkt am Regierungsbzw. Karlihofplatz, drei weitere nur wenige Meter davon entfernt (Abbildungen: Karlihofplatz 4; Reichsgasse 40/42, Eckhaus Lukmaniergasse 15/Vaze-rolgasse).

Die Theobald-Frauen vermochten in der Neuen Welt ebenfalls nicht Fuss zu fassen und kehrten schon nach wenigen Jahren mit Unterstützung des deutschen Hilfsverein, der sich an den Kosten der Überfahrt beteiligte, nach Europa zurück. Immerhin hatte sich Anna während dieser Zeit so perfekte Englischkenntnisse erworben, dass sie später englische Zeitungen mit Beiträgen beliefern konnte²¹.

In Basel beabsichtigten die drei Frauen, eine bescheidene Wohnung zu mieten und Arbeit zu suchen. Sie wurden jedoch von der Polizei in ihre Heimatstadt Chur abgeschoben und dort provisorisch im Waisenhaus untergebracht. Ihr Vormund beschrieb die Verfassung der Frauen bei ihrer Ankunft folgendermassen: «Der Zustand dieser Familie sei ein sehr trauriger, weil dieselbe nicht nur von allen Subsistenzmitteln entblösst, sondern auch durch Krankheiten des Körpers und des Geistes heimgesucht sei. Die Mutter leide schon lange an Verfolgungswahn, sei aber körperlich noch rüstig und arbeitsfähig. Weniger gut stehe es bei den beiden Töchtern, von welchen die jüngere Mathilde in hohem Grade nervös gereizt und die ältere Anna chronisch geistesgestört sei.»²² Annas exzentrisches Wesen – seit Amerika trug sie mit Vorliebe Männerkleider, sprach mit tiefer Stimme und betonte ihre naturwissenschaftlichen Studien – führte dazu, dass sie zur Abklärung ihres Geisteszustands in die Irrenanstalt St. Pirminsberg (Pfäfers) eingeliefert wurde. Dort diagnostizierte man eine unheilbare Geisteskrankheit und empfahl, sie in einer Privatanstalt unterzubringen.²³ Da der Mutter und Anna ein schlechter Einfluss auf Mathilde zugeschrieben wurde, trennte man die drei Frauen für dauernd. Die Mutter wurde im Armenasyl untergebracht, Mathilde blieb trotz ihrer 23 Jahre im Waisenhaus und Anna wurde in der Anstalt Kilchberg in Bendlikon (Kanton Zürich) versorgt.²⁴ Anfänglich wurde der Unterhalt der beiden Schwestern aus dem Geld der Theobaldstiftung bestritten, deren Kapital inklusive aufgelaufener Zinsen immer noch vorhanden war. Nach dem Tode der Mutter im Jahre 1891 wurde Mathilde der Wechsel vom Waisenhaus ins Asyl gestattet. Als 1894 das Kapital der Theobaldstiftung aufgebraucht war und die Ortsbürgergemeinden Chur und S-chanf allein für Annas Unterhalt aufkommen mussten, wurde auch für sie eine billigere Unterkunft gesucht. Von einer Unterbringung im Asyl sah die Armenpflege ab, da sie immer noch den schlechten Einfluss auf die Schwester befürchtete. Gegen die Einweisung ins neu errichtete Waldhaus sträubte sich Anna und wurde dabei von zwei ehemaligen Bekannten ihres Vaters unterstützt, die bereit waren, für eine private Unterbringung einen regelmässigen Beitrag zu leisten. So beschloss die Armenpflege per Inserat eine Unterkunft für eine «ruhige Geisteskranke»²⁵ zu suchen und versorgte Anna schliesslich in Valendas bei der Schwester des dortigen Lehrers, später in Ilanz.

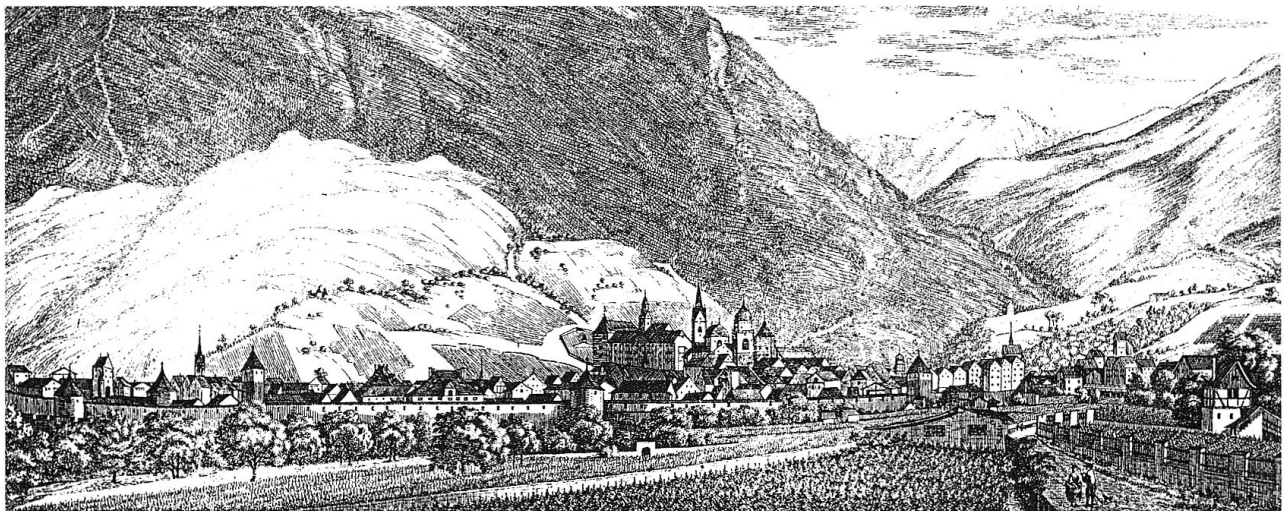
Seit ihrer Rückkehr aus Amerika widmete sich Anna ihren Studien, verfasste Zeitungsartikel und dichtete; sie gehörte dem Grütliverein an und nahm an den 1. Maiumzügen teil. 1898 veranlassten Freunde die Herausgabe des eingangs erwähnten Gedichtbandes. Andererseits wurde die gleiche Frau als unheilbar geisteskrank erklärt und bis zu ihrem Tode bevormundet, jeder Kontakt zu ihrer Schwester war ihr verboten, sie war völlig mittellos, und es musste zum Beispiel bis zu ihrem Lebensende für den Erwerb jedes Kleidungsstückes einzeln die Einwilligung der Churer Armenpflege eingeholt werden. Von heute aus betrachtet fällt es schwer zu verstehen, warum eine Frau, der von vielen Seiten reiche geistige Fähigkeiten attestiert wurden, die sogar als eine der ganz wenigen Frauen im schweizerischen Historisch-biographischen Lexikon erwähnt wird, seit ihrem 25. Altersjahr bis zu ihrem Tode 27 Jahre später als geisteskrank galt, weshalb alle Entscheidungen über ihr Leben von Drittpersonen getroffen wurden. Im Nachruf auf ihr Leben, der am 18. August 1915 im Freien Rätier erschienen war, finden wir einen vagen Hinweis auf eine mögliche Erklärung. Dort wird die Andeutung gemacht, dass unter anderem ihre «einseitige Erziehung» und ihre «einseitigen und ungenügend geleiteten Studien» ihr Leben «so schicksalsschwer und auf lange Zeit düster» gestaltet habe. Kann es sein, dass gerade ihr Wissensdrang und ihr grosses Interesse an den Naturwissenschaften, dem Spezialgebiet ihres Vaters, der darin brillierte und allgemeine Anerkennung fand, zu ihrer Pathologisierung beigetragen haben? Unwillkürlich wird man an das – allerdings spektakulärere – Schicksal ihrer Zeitgenossin Dr. Emilie Kempin-Spyri erinnert, deren Leben der Schriftstellerin Evelyn Hassler als Vorlage für ihren Roman «Wachsflügel» diente. Frau Kempin promovierte als erste Juristin der Schweiz; als sie dann aber ihren Beruf auch ausüben wollte, wurden ihr – weil sie eine Frau war – so viele Steine in den Weg gelegt, dass sie schier verzweifelte. Auch sie wurde schliesslich zur Geisteskranken erklärt und starb 1901 mittellos in der Basler Irrenanstalt Friedmatt.



Titelblatt des Gedichtbandes von Anna Theobald, erschienen 1898.

Anna von Moor (1847–1943)

Am mittelalterlichen Aussehen Churs hatte sich seit mehrer hundert Jahren kaum etwas geändert, als 1847 die Schriftstellerin und Erzählerin Anna von Moor geboren wurde. Eingebettet in Weinberge und Obstgärten träumte die kleine Stadt einer Zeit des Umbruchs und des Aufschwungs entgegen. Peter Conradin Tschärner, ein Zeitgenosse, vermerkte denn auch mit leicht ironischem Unterton, «wenn dann die Herden, von Vorboten des Winters aus dem Hochgebirge vertrieben, alle Gassen durchziehen nach ihren Ställen, so erscheint Chur als ein ansehnliches Dorf mit gemauerten Häusern, Ringmauern und Toren.»²⁶ Nur wenige Jahre später erwachte die Stadt aus ihrem Dämmer Schlaf



und entwickelte sich erst jetzt richtig zur Kapitale Graubündens: Die Stadtmauern wurden niedergerissen, und die Ankunft der Eisenbahn versprach einen grossartigen Aufschwung für Tourismus und Wirtschaft.

Anna Moor wuchs in einer Zeit voller Hoffnungen und Zukunftsglauben auf. Diese Jugendzeit ist in ihren Erzählungen auch immer wieder ein Thema. Im Gegensatz zu anderen Berichten aus jener Zeit, die uns über die Kosten des Bahnbaus, über Transportkapazitäten und über den Bauboom informieren, erzählt Anna Moor aus der Sicht eines kleinen Mädchens und ermöglicht uns so, einen seltenen und darum um so wertvolleren Blick in die Alltagswelt der Churer Frauen und Kinder zu tun. So etwa, wenn sie uns eine Episode aus der Zeit des Eisenbahnbaus schildert, als die Familie des englischen Chefindgenieurs im Hause der Moors wohnte und grosses Interesse in der ganzen Stadt erregte: «Diese (Familie) bildete nebst den Ingenieuren, den Angestellten und so weiter, eine für das Städtchen nicht zu verachtende Einnahmequelle. Man wusste sie zu schätzen. Alles Englische wurde Trumpf.(...) Die Ladenbesitzer nahmen bei ihren Bestellungen grosse Rücksichten auf die fremden Gäste und hielten allerlei englische Produkte und Delikatessen,

Noch bis ins 19. Jahrhundert begrenzten Ringmauern die Stadt, daran anschliessend erstreckten sich Obst- und Weingärten (Stich von J. J. Aschmann, um 1780).

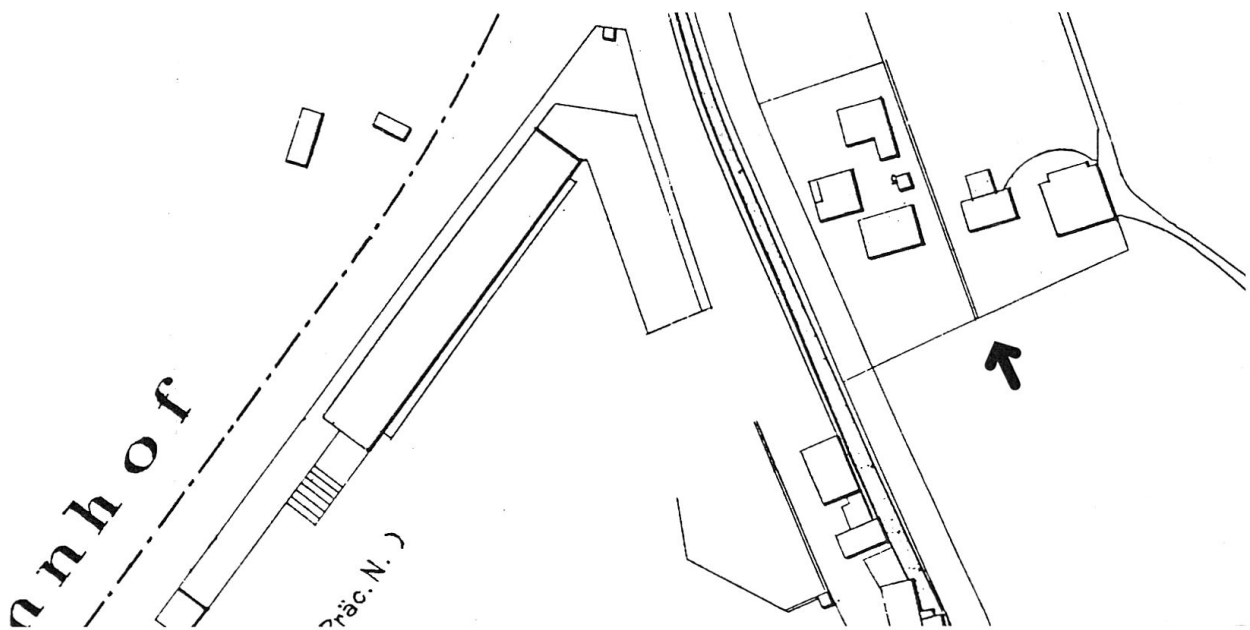
von denen die guten Churer bisher sich nichts hatten träumen lassen: pikante Saucen in Fläschchen, verschiedene Würzen, feine Käse und Tee und so weiter. Mit englischen Bezeichnungen, wie Worchster Sauce, Mixed Pickels, Cakes und anderen englischen Spezialitäten ging man so familiär um, als ob es sich um Beinwürste, Maluns oder Pizokel handle.»²⁷

Von väterlicher Seite stammt Annas Familie aus dem Engadin. 1824 siedelte der Bundesstatthalter Theodor von Moor nach Chur über. Er eröffnete hier ein Advokaturbüro und sammelte als einer der ersten Bündner Geschichtsquellen, die er unter der Bezeichnung «Codex diplomaticus» veröffentlichte. Als Wohnsitz für seine Familie erwarb er das Quadergut ausserhalb der Stadt. Sein Sohn Peter Conradin von Moor, Annas Vater, besuchte in Wetzlar das Gymnasium und studierte in Heidelberg sowie in Berlin Jura und Geschichte. Noch vor Studienabschluss kehrte er nach Chur zurück und trat ins Advokaturbüro seines Vaters ein. Bald einmal merkte Peter Conradin Moor, dass er sich – im Gegensatz zu seinem Vater – nicht als Advokat und Politiker eignete; hingegen hatte er dessen historisches Interesse geerbt. So machte er das väterliche Hobby zum Beruf, führte die Urkundensammlung weiter und edierte zahlreiche Quellenwerke. 1846 heiratete er die 21jährige Elisabeth Flandrina von Albertini, die Tochter der Elisabeth Gugelberg von Moos und des Bürgermeisters Christoph von Albertini. Flandrina wuchs im Albertinischen Haus an der Jochstrasse 14 auf, in dem sich später das Bündner Töchterinstitut installierte. Nach der Hochzeit nahm das junge Paar Wohnsitz im väterlichen Haus im Quadergut, ein Jahr später wurde Anna geboren. Eigentlich hätte das Kind ein Junge werden sollen. Noch Jahrzehnte später schildert Anna Moor die Enttäuschung ihres Vaters, aber auch die Reaktion einer ihrer zahlreichen Tanten: «Es war Sonntag. Man sass gerade beim Mittagstisch, als mein Vater erschien und der Tischgesellschaft sehr enttäuscht meldete: ‚s'ischt nu as Maitli!‘ Tante Buol war empört über diesen abschätzigen Empfang des Neugeborenen. Sie machte meinem Vater den Marsch und las ihm dermassen die Leviten, dass er kleinlaut beigab.»²⁸ Mit gemischten Gefühlen wird Moor vermutlich auch die Glückwünsche seines besten Freundes Andreas von Sprecher entgegengenommen haben, der ihm schrieb: «Zum Voraus gratuliere ich Dir zu Deinem Knaben, denn ich glaube ganz bestimmt, dass Dein Erstgeborener ein Knabe sein werde. Machen wir eine Wette.»²⁹ Nur ein halbes Jahr nach Annas Geburt starb die Mutter an Auszehrung³⁰. Der frühe Tod ihrer Mutter scheint Anna immer wieder beschäftigt zu haben. In einigen ihrer stark autobiografisch gefärbten Erzählungen spielt sie darauf an, so zum Beispiel in «Aus dem neuen und dem alten Chur», wo sie auf die Schulkinder zu sprechen kommt, die auf dem Scalettafriedhof zwischen den Gräbern spielten, und dann weiterfährt, «Sie gingen zwischen den Gräbern hin

und her und buchstabierten die Namen heraus und ein kleines Mädchen, das seine Mutter nie gekannt hatte, zog die Gespielinnen immer wieder vor ein weisses Marmorkreuz und sagte wichtig: «Da drunter liegt meine Mama.»³¹

Anna Moor lebte mit ihrem Vater weiterhin im grossväterlichen Haus an der Quader und wurde von ihrer Tante Louise, der älteren Schwester ihres Vaters, liebevoll betreut und erzogen, bis 1854 Peter Conradin von Moor wieder heiratete. Die zweite Frau stammte aus Wetzlar, dem ehemaligen Schulort Moors, und hatte mehrere Jahre als Gesellschafterin in England verbracht. Dieser Ehe entstammten fünf Kinder, zum Stolz des Vaters alles Söhne. Moor hielt viel auf gute Bildung und Erziehung; den Söhnen vermittelte er seine Liebe zur bündnerischen Geschichte auf zahlreichen Wanderungen durch den Kanton. Vermutlich wird auch Anna an diesen lebendigen Geschichtsstunden teilgenommen haben. Auf jeden Fall hatte sie das väterliche Interesse geerbt und zitiert in ihren Erzählungen wiederholt die von ihrem Vater herausgegebenen Bündner Chronisten. Das Mädchen scheint ein eher distanzierendes Verhältnis zu seiner Stiefmutter gehabt zu haben, ihre Tante Louise dagegen hatte sie sehr geliebt. Dies illustriert recht eindrücklich folgende Episode: «Dass auch die Kleidermoden der kleinen Engländerinnen in der Stadt sowie bei meiner Stiefmama Nachahmung fanden, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. So wurde auch ich an einem schönen Sonntagmorgen in ein funkelndes neues Röcklein gesteckt, das akkurat denen gleich, die Mary und Alice trugen. (...) Mit unverhohlenem Wohlgefallen betrachtete ich mein Spiegelbild und unternahm dann sofort eine Tournee durch Haus und Hof, um mich

Ehemaliges Quadergut zwischen dem heutigen Ottoplatz und der Alexandersstrasse. Der Ausschnitt aus dem Stadtplan von 1876 (ergänzt 1891) zeigt die Situation nach der Aufteilung der Liegenschaft anlässlich des Verkaufs um 1856.



allerorts bewundern zu lassen. (...) Nach dem (Mittag)Essen begann die Sonntagsherrlichkeit bedeutend abzuflauen. Meine Stiefmama hatte angeordnet, dass ich, statt aufsichtslos herumzustreichen und möglicherweise meine Toilette zu verderben, schön brav bei ihr im Kabinett sitzen solle. Sie nahm ihren Lieblingsplatz am Fenster ein und war bald in Walter Scotts «Ivanhoe» versunken. Eine endlose Zeit, wie mir schien, folgte ich, auf dem Kanapee sitzend, ihren Bewegungen, wie sie abwechselnd knisternd die Blätter umwandte und dann wieder mit ihrer seidenen Sonntagsschürze raschelte. (...) Ich wurde, was man heutzutage nervös nennt, und brach unvermutet in ein herzbrechendes Jammergeheul aus. Als es der erschreckten jungen Frau nicht möglich war, den Grund meines Geheuls zu erfahren, eilte sie, meine Haupttante Louise herbeizurufen, das heisst die, welche mich, das mutterlose Wesen vom Säuglingsalter an aufgezögelt hatte. Sobald ich sie erblickte, schluchzte ich ihr entgegen: «s isch so langwilig!», worauf sie mich bei der Hand nahm und fortführte.»³²

Anna Moor scheint während ihrer Kinder- und Schulzeit kaum räumlichen Beschränkungen unterworfen gewesen zu sein; die damals noch landwirtschaftlich genutzte Quader und die ganze Churer Altstadt gehörten zu ihrem Spielfeld. Wiederholt schildert sie ihre Abenteuer auf dem weitläufigen Quadergut, zu dem neben dem Haupthaus, in dem die Familie wohnte, noch zahlreiche Nebengebäude, zum Teil mit Lauben, gemalten Sälen und eigenen Küchen gehörten. Aus ihrer Schulzeit erzählt sie: «Unser fünf bildeten wir nämlich in unserer Mädchenklasse eine ganz exklusive Clique.(...) Alles, was wir unternahmen, unsere Streifzüge, unsere Ausflüge usw. musste, wenn immer möglich, einen Stich ins Romantische, ins Abenteuerliche besitzen. Eine andere Spezialität von uns war es auch, dass jedes irgendwie aufregende Vorkommnis, das sich in unserem guten Städtchen zutrug, von uns möglichst brühwarm besichtigt und begutachtet werden musste. Brannte ein Haus in erreichbarer Stadtnähe ab, so mussten dessen noch rauchende Trümmer von uns in Augenschein genommen werden. Ein Mann erhängte sich im Totengut. Schnurstracks rannten wir hinaus.»³³

Anna besuchte mit den Stadtkindern die öffentliche Schule im Nicolai. Das temperamentvolle Mädchen scheint gerne in die Schule gegangen zu sein. Noch im Alter kennt sie die Namen der Lehrer und erinnert sich mit Vergnügen an Herrn Laib, Lehrer der obersten Mädchenklasse, der sie und ihre Clique mit dem wütenden Ausspruch «Die Klasse sei ein Nagel an seinem Sarge!» zu mehr Aufmerksamkeit und zu sorgfältigerem Arbeiten gebracht habe. Möglicherweise hatte Anna im Anschluss an die obligatorische Schulzeit das Bündner Töchterinstitut auf dem Sand besucht. Leider fehlen die Schülerinnenverzeichnisse, sodass sich ein Besuch nicht mehr mit Sicherheit belegen lässt. Da Anna aber später im Ausland als Erzieherin tätig war, wird sie sich dafür in

irgendeiner Form ausgebildet haben; in Chur war in jener Zeit das Bündner Töchterinstitut eine dazu geeignete Ausbildungsstätte.

Seit dem Tode Grossvater Moors im Jahre 1854 verringerte sich das Familienvermögen beständig. Peter Conradin von Moor hatte keine kaufmännische Ambitionen. Mit der Zeit überliess er auch die Vertretungen verschiedener einträglicher Versicherungen, die er von seinem Vater übernommen hatte, anderen und widmete sich ganz seinen historischen Forschungen, wobei er die Drucklegung der Quellenwerke erst noch aus eigener Tasche bezahlte. Im Laufe der Jahre musste das Quadergut aufgeteilt und stückweise veräussert werden. Schon 1856 wurde das Grundstück der Länge nach geteilt, die Familie zog in ein umgebautes Nebengebäude am Mühlbach und das grossväterliche Haus wurde mit dem dazugehörenden Land verkauft.

Als 20jährige verliess Anna Moor Chur und die Schweiz in Richtung Osten. Viele Jahre hielt sie sich – vermutlich als Erzieherin – in Mazedonien, Konstantinopel (heute Istanbul) und in Südrussland auf. Leider ist uns über ihr Leben im Ausland kaum etwas bekannt. Sie selber schweigt sich ebenfalls über diese Zeit aus und erwähnt in ihren Erzählungen nur einmal eine Reiseepisode in Südrussland, einen Aufenthalt in Sewastopol, einer Stadt an der Südwestküste der Krim. Auch zwei ihrer Halbbrüder lebten mit ihren Familien in Südrussland. Sie arbeiteten dort als Gutsverwalter, bzw. als Gärtner. Im Gegensatz zu ihren Brüdern, die beide in Russland starben, kehrte Anna um die Jahrhundertwende in die Schweiz zurück. Sie begann zu schreiben und betätigte sich als freie Korrespondentin der Neuen Zürcher Zeitung. Eine ganze Anzahl ihrer Erzählungen erschienen im Bündner Haushaltungs- und Familienbuch. 1934 veröffentlichte sie unter dem Titel «Aus bewegten Tagen. Eine Alt-Churer-Geschichte aus dem süssen Winkel» einen Roman. Alle ihre Arbeiten haben in irgendeiner Form Chur oder Graubünden zum Thema und sind stark autobiografisch gefärbt. Neben erzählerischen Qualitäten haben sie dadurch auch Quellenwert und ermöglichen Leserinnen und Lesern einen willkommenen Blick in die Churer Alltagswelt – vor allem in die weibliche Alltagswelt – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Anna von Moor starb 1943 im hohen Alter von 96 Jahren im Rigahaus in Chur.

Grossvater und Vater Moor haben Geschichtsquellen gesammelt und sind deshalb noch heute unter Historikern hoch angesehen. Anna, die Geschichtenerzählerin, die selber Quellen geschaffen hat, ist praktisch vergessen. Ihre Erzählungen sind kaum mehr aufzutreiben, ihr Roman ist nur noch ganz wenigen bekannt. Einzig ihr Grab auf dem Friedhof Daleu ist noch erhalten und zu besichtigen.

Vergleichen wir die biografischen Daten der beiden Frauen, die den gleichen Rufnamen tragen, so stossen wir auf überraschende Gemeinsamkeiten. Beide wurden um die Mitte des 19. Jahrhunderts in

Chur geboren und wuchsen hier auf, ihre Väter machten sich als Forscher einen Namen; beide verloren früh einen Elternteil. Beide verliessen mit 20 Jahren Chur und suchten ihr Glück in der Fremde; über ihren Auslandsaufenthalt ist jedoch bei beiden kaum etwas bekannt. Beide Frauen blieben ledig, betätigten sich literarisch und sind heute völlig in Vergessenheit geraten. Trotz vieler Übereinstimmungen scheinen die Unterschiede die Entwicklung der beiden Frauenleben weit stärker geprägt zu haben. Obwohl Anna Moor kurz nach ihrer Geburt ihre Mutter verlor und sich der Vater – zumindest in den ersten Jahren – kaum um das Mädchen kümmerte, musste sie nicht auf Zuwendung und Geborgenheit verzichten. Die liebevolle und vernünftige Erziehung durch ihre Tante, die zahlreiche Verwandtschaft – Anna Moor war von väterlicher oder mütterlicher Seite her praktisch mit allen namhaften Familien in Chur verwandt – vermittelten ihr in ihrer Jugend Selbstvertrauen. Während der Schulzeit gehörte sie zur tonangebenden Mädchenclique; neben dem weitläufigen Quadergut, das von zahlreichen Verwandten und Dienstboten bewohnt wurde, zählte praktisch die ganze Altstadt zu ihrem Aktionsradius. Ihre Ausbildung war zeitgemäss und entsprach der einer höheren Tochter. Obwohl das väterliche Vermögen im Laufe der Jahre zusammenschmolz, sie vermutlich für ihren Lebensunterhalt weitgehend selber sorgen musste, waren ihre finanziellen Umstände nie derart, dass sie der Bürgergemeinde zu Last fiel. Ihre Herkunft, ihre schriftstellerische Tätigkeit in traditionellem Stil, möglicherweise auch Einkünfte aus dem mütterlichen Erbe bewahrten sie davor. In allen ihren autobiografischen Erzählungen finden wir denn auch keinen Hinweis, dass Anna Moor ihre weibliche Rolle nicht akzeptiert hätte oder gar ausbrechen wollte. Im Gegenteil, im Alter erinnerte sie sich immer wieder gerne an ihre Mädchenzeit in Chur, mit leiser Rührung und augenzwinkender Distanz, aber ohne jedes kritische Hinterfragen.

Anna Theobald wuchs in ganz anderen Verhältnissen auf. Ihre Eltern stammten beide ursprünglich nicht aus Graubünden oder gar Chur, verwandtschaftliche Beziehungen und Familienvermögen fehlten. Nach dem Tode des Vaters fehlte der Familie auch ein regelmässiges Einkommen. Obwohl Freunde aus Anerkennung der wissenschaftlichen Leistungen des Verstorbenen eine Stiftung für die Ausbildung der Kinder



Das Grab der Anna von Moor auf dem Friedhof Daleu.

errichteten, scheint es nur knapp für das Nötigste gereicht zu haben. Die Mutter unterrichtete als Arbeitslehrerin, fühlte sich aber – ob zu recht oder unrecht – bald einmal missverstanden und schlecht behandelt; sie zog sich mit ihren Kindern zurück, wurde misstrauisch und musste immer wieder ihre Wohnung verlassen und umziehen. Anna Theobald muss überdurchschnittlich begabt gewesen sein, sonst hätten ihr Vormund, der spätere Rektor der Kantonsschule Constanz Jecklin, und die Verwalter der Theobaldstiftung kaum ihrem Besuch des Gymnasiums zugestimmt. Damit wurde zwar anfänglich ihr Wunsch nach einer naturwissenschaftlichen Ausbildung respektiert und unterstützt, sie selber wurde dadurch aber noch mehr zur Aussenseiterin gestempelt. Die Einstellung der Zahlungen nach dem Tode ihres Bruders sowie die Erfahrungen in Genf und Amerika müssen Anna deutlich gemacht haben, dass sie in einer sehr von Männern dominierten Welt lebte. Ist es da so sehr verwunderlich, dass sie aus ihrer weiblichen Rolle auszubrechen versuchte, sich als Mann ausgab und sich in ihren Gedichten für die sozial Schwachen einsetzte? Die Frage bleibt, ob Anna Theobald trotz ihrem ‚unweiblichen Verhalten‘ eine Einweisung in eine psychiatrische Anstalt und eine lebenslange Bevormundung erspart geblieben wäre, wenn sie – wie Anna Moor – über ein verwandtschaftliches Netz verfügt hätte und nicht armengenössig geworden wäre.

- 1 Erster Klagepunkt der Schuhmacherzunft am Klagesonntag des Jahres 1827 (StadtAC Akten nach 1800 V 1)
- 2 StadtAC Ratsprotokoll AB III/P 01.04., S. 656
- 3 StadtAC Ratsprotokoll AB III/P 01.04, S.334, 491, 531 – vgl. Ursula Jecklin, Das Churer Schulwesen bis zum Ende der Zunftzeit, in: Churer Stadtgeschichte Bd. II, Chur 1993, S. 199
- 4 Im Gegensatz zum Schulhöfli, dem Schulhaus der Knaben, im tiefergelegenen Teil der Altstadt
- 5 Churer Stadtgeschichte Bd. II, S. 188ff
- 6 Vgl. Erhard Clavadetscher, Die Stadtschule von Chur in ihren Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Chur 1949, S. 36f.
- 7 StadtAC Ratsprotokoll AB III/P 01.32, S. 107
- 8 Vgl. Chratz & Quer. Sieben Frauenstadtrundgänge in Zürich, Zürich 1995, S. 41
- 9 Vgl. Churer Stadtgeschichte Bd. II, S.190ff. und S. 197f.
- 10 Vgl. Churer Stadtgeschichte Bd. II, S. 205, Anm. 108
- 11 Dadurch wurde vor allem auch die Ausbildung zukünftiger Dienstmädchen sichergestellt
- 12 zwei rechts – zwei links. 100 Jahre Bündner Frauenschule, 1995, S. 13f.
- 13 StadtAC Nichtamtliche Druckschriften BD V/2.26. Gemäss dem Schulprospekt knüpfte der Unterricht an den der Volksschule an und umfasste folgende Fächer: «Religion, deutsche und französische Sprache, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Rechnen und Buchhaltung für den Haushalt, Schönschreiben, Zeichnen, Singen und weibliche Handarbeiten. Unterricht in der italienischen und englischen Sprache sowie in Instrumentalmusik wird privatim erteilt.» Als um 1866 das Albertinische Haus verkauft wurde, fand das Institut im Haus ‚Zur Biene‘, das damals Conradin von Flugi gehörte, eine neue Unterkunft.
- 14 Dichtung und Leben, Chur 1898, S. 71f.
- 15 Vgl. Staatsarchiv Graubünden, Einbürgerungen 1801–1960, II. Teil Regesten, Verzeichnisse, Chur 1965, S.482; StadtAC Bürgerregister BB III/8.54
- 16 StAGR Handschriften aus dem Privatbesitz B 694/ 10
- 17 Vgl. Joseph Jörgler, Das inducirte Irrsein, Diss. Basel (SA aus: Zeitschrift für Psychiatrie etc., Bd. 45, Berlin 1888), S. 17; für das Folgende vgl. S. 17ff.
- 18 Vgl. Verzeichnisse und Zeugnisse der Schüler der Kantonsschule, 1875/76ff. (StAGR CB III 505-512)

Anmerkungen

- 19 Nach Jörgler wurde nur für die Erziehung des Sohnes Geld gestiftet (vgl. S. 17). Falls es sich dabei nicht um eine weitere Stiftung handeln sollte, für die ich aber bis jetzt keinen Beleg finden konnte, stimmt Jörglers Aussage nicht, lauten doch die entsprechenden Paragraphen der Theobaldstiftung: «§ 2: Eigentümer dieses Kapitals sind die drei zurückgelassenen Kinder des verewigten Professor's Gottfried Theobald. § 3: Der Zinsgenuss des Kapitals steht der Wittve resp. der Mutter der Kinder Theobald zu, so lange dieselben in deren Pflege sich befinden.»
- 20 Archiv der Bürgergemeinde, Ratsprotokoll 1880–83, S. 234. Das Gesuch wurde mit der Begründung abgelehnt, dass die ältere Tochter das Alter für den Bezug eines Stipendiums überschritten, die jüngere hingegen schon eines bezogen habe.
- 21 Vgl. Bündner Volkswacht vom 18. 08. 1915
- 22 StadtAC Protokoll der Vormundschaftsbehörde 1887–92, S. 23
- 23 Nach Jörgler soll die Mutter an Verfolgungswahn gelitten haben, der nach dem Tode des Ehemannes erst richtig zum Ausbruch gekommen sei; dadurch habe sie einen unheilvollen Einfluss auf ihre Töchter gehabt. In Bezug auf Anna hält er fest: «Nun hebt bei der älteren Tochter ein ganz wichtiger neuer Process pathologischen Denkens und Fühlens an, in dessen Verlauf sich ein eigenes, neues Wahnsystem bildet, das ihrer geschlechtlichen Umwandlung, ein System, das ihren naturwissenschaftlichen Studien schmeichelt (vgl. S. 41; S. 43ff.)»
- 24 StadtAC Protokoll der Vormundschaftsbehörde 1887–92, S. 122. Dem Vormund hat diese Anstalt aus folgenden Gründen am besten gefallen: «Kilchberg zeichne sich durch prächtige Lage, und solide Bauart vor den anderen Anstalten vortheilhaft aus, ferner auch dadurch, dass zum Unterschied von den Übrigen, keine Tobsüchtigen und sog. Unreinlichen aufgenommen werden; zudem sei die Leitung eine sehr freundliche und ruhige.»
- 25 Vgl. Archiv der Bürgergemeinde, Protokoll der Bürgercommission, 21. Nov. 1894. Das Inserat in der Neuen Bündner Zeitung und im Freien Rätier lautete ein wenig dezenter, dort wird eine Unterkunft für eine «gebildete, ruhige, gemüthsranke Tochter» gesucht
- 26 Vgl. Peter Conradin von Tschärner, Wanderungen durch die Rhätischen Alpen 1, Zürich 1829, S. 174
- 27 Anna von Moor, Die Eisenbahn wird gebaut und Chur wird englisch, in: Bündner Haushaltungs- und Familienbuch, 1934, S. 27
- 28 Anna von Moor, Reminiszenzen aus dem alten Chur, in: Bündner Haushaltungs- und Familienbuch, 1935, S. 17
- 29 Otto Clavuot, Peter Conradin von Moor (1819–1886). Ein Bündner Geschichtsschreiber, in: JHGG 1962, S. 77
- 30 Auszehrung nennt man einen mit allgemeiner Schwäche verbundenen starken Kräfteverfall, der bei schweren chronischen Krankheiten, z. B. bei TB oder Krebs, aber auch bei Magersucht auftreten kann
- 31 Anna von Moor, Aus dem neuen und dem alten Chur, in: Neue Zürcher Zeitung, 6. Dez. 1902
- 32 Die Eisenbahn wird gebaut und Chur wird englisch, S. 28
- 33 Anna von Moor, O du altes Chur! Erinnerungen einer alten Churerin, in: Bündner Haushaltungs- und Familienbuch, 1933, S. 31

Dr. Ursula Jecklin, Stadtarchiv, Rathaus, 7000 Chur

Adresse der Autorin